

(Nachdruck verboten.)

14)

Albertine.

Roman von Christian Krohg.

„Du mußt doch den Fahnenzug um vier Uhr sehen und das Volksfest heut abend mitmachen!“

Ja, den Fahnenzug wollt sie sich ansehen, aber zu dem Volksfest wollt sie nicht gehen.

Sie blieb noch einen Augenblick stehen, als sie sich verabschiedet hatten, der Schal der Alten war eigentlich doch ganz hübsch. Er tauchte immer wieder auf zwischen allen den Leuten.

Zosja redete ununterbrochen und zerrte sie am Arm. Eduard sah so aus, als wenn seine Kleider Schwindsucht hätten.

Die Flagge hing schlaff herunter von der faltigen Schulter, die sich gegen Mutter Kristiansens schiefen, Krummen Rücken lehnte. Sie hätte doch wohl lieber mit ihnen gehen sollen.

Eduard sah so gräßlich elend aus. Jetzt waren sie ver- schwunden.

Zosja hatte fortwährend geredet.

„Bin ich nicht fein?“

„Du, Zosja, wo hast Du all die feinen Sachen her? — Du hättest kein knallgrünes Seidenfutter in den Hut nehmen soll'n, das steht nicht zu Deinen gelben Stirnlocken, und die hättest Du Dir auch ein bißchen abschneiden können. Es sieht so aus, als wenn Du gar keine Augen hättest, klein sind sie ja von Natur, aber nu sind sie ganz weg. Und blaue Handschuhe, bist Du nicht recht geistig? — Aber wo hast Du eigent- lich das Geld her zu all dem Staat?“

„Ich bin mit einem feinen Herrn verlobt, und der hat mich eingekleidet, und dann hat er mir noch zwanzig Kronen gegeben, dafür soll ich mich heut amüsieren? Was sagst Du dazu? — Woll'n wir auf den See fahren? Oder wozu hast Du Lust? — Wir bleiben natürlich in der Stadt und essen zu Mittag.“

„Was für ein feiner Herr ist das, Zosja?“

„Ein reicher Kaufmann; wie er heißt, darf ich nicht sagen, er ist gerade nicht mehr so jung, aber fürchtbar flott!“

„Zosja! Zosja!“

Am Abend.

„Eine, darf ich Dir Herrn Kandidat Selgesen und Studiosus Smith vorstellen,“ sagte Zosja, ganz rot vom Tanzen. Es war am Abend auf dem Volksfest.

Die Stirnlockchen sahen ganz weiß aus gegen die dunkle, Blutunterlaufene Haut mit den Schweißtropfen, die sie fort- während abtrocknete.

Albertine verneigte sich, die beiden Herren machten ein steifes Kompliment und küßten den Hut.

Selgesen fragte, ob sie mit ihm tanzen wolle.

„Ja —“

Einen Augenblick später hatten sie den Kreis durch- brochen und befanden sich mitten in der Staubwolke. Nein, wie fest und gut er sie hielt, ja er konnte Polka tanzen, — und dann hatte er etwas an sich, was so fein roch, und was ihr jedesmal, wenn sie ihm nahe kam, entgegenschlug.

„Ach nicht so lange linksun, mir wird ganz schwindlig!“

Es war fürchtbar unangenehm, daß sie keine Hand- schuhe anhatte. — Ach, wie himmlisch das war! — ach, wie schön! Er tanzte so gut und sicher, so ruhig und fein; ja, er konnte tanzen, so daß man was davon hatte. So, nun würde er gewiß aufhören — nein — er fing wieder an! — Au! — So, hol — Das war ein tüchtiger Puff! — Sie wurden aus der Reihe gedrängt. — Er verneigte sich und reichte ihr seinen Arm und führte sie weg aus dem Kreise.

„Wünschen Sie Limonade oder Bier?“

„Bitte Bier!“

„Ja, es wird gut tun, ein Glas Bier zu trinken!“

„Puh!“

„Diesen Dank!“

„Noch ein Glas?“

„Nein, ich danke, nicht mehr . . . Ach ja, vielleicht doch noch eins . . . Ihr Wohl!“

Wo nur Zosja geblieben war? —

Es war ihr doch, als habe sie ihr gelbes Haar zwischen den Tanzenden gesehen.

„Da kommen sie!“

Zosja und Smith bohrten sich durch die Reihen hindurch, er hielt sie noch umschlungen, und sie hatte ihren Arm um seinen Rücken gelegt; mit der linken Hand hielt sie einen kleinen feuchten Lappen von Taschentuch, mit dem sie sich fortwährend im Gesicht herumwischte. Alle Stirnlocken waren ausgefallen, und das Haar hing ihr in langen, gelblich schwarzen Strähnen über die kleinen Augen herab, die da- hinter hervorblitzten.

„Puh! Ist es nicht fein, Eine? — Nu will ich mit Sel- gesen tanzen, denn kannst Du mit Smith tanzen. Ach, der tanzt himmlisch, Du! — Wie sieht meine Lurnüre? — Trinkt Ihr Bier? — Gib mir 'n Schluck ab! — Danke — Komm nu, Selgesen — nu sollst Du mit mir tanzen, mein Jung! — Wir haben nämlich Brüderlichkeit getrunken, Eine, Komm nu!“

„Nein, jetzt will ich nicht mehr tanzen. Wollen wir ein wenig auf dem Wall spazieren gehen, Fräulein Kristiansen?“

„Ne, hör' mal einer!“ rief Zosja. „Na ja, einige nennen das ja freilich spazieren gehen! — Ja, denn komm Du man, Smith, Du stellst Dich ja nicht so fein an.“

Auf der gegenüberliegenden Seite, weit weg, hörten sie den Lärm der Tanzenden und der Musik hinter den großen Gebäuden, auf der gegenüberliegenden Seite lagen die Schiffe tief da unten mit den schwarzen Masten und Rufen die Kreuz und Quer an den dunklen Abhängen, die den Sintergrund bildeten, mit der Laterne oben an der Mastspitze

„Wollen wir uns hier hinsetzen?“

Er hatte den Arm um ihre Taille geschlungen wie beim Tanzen und sah dicht neben ihr; sie spürte wieder den feinen Geruch — sah da und sah über den Wall hinweg auf alle Schiffe, die sich im Wasser spiegelten.

Es war eine geraume Zeit verstrichen, und sie hatten da- gefessen und geplaudert. Es war, als hätten sie einander lange gekannt.

Er hatte ihr erzählt, daß sie ihm aufgefallen sei, als er im Grand Hotel gefessen habe, und daß sie das schönste Mädchen in Kristiania wäre. Ja, nicht nur das, sie sei auch schöner als alle Damen zusammen, und er fragte, ob sie eine Schwester habe.

„Nein, sie habe keine Schwester, nur einen Bruder, der krank sei.“

Und er sprach so nett und verständig mit ihr, sagte, daß sie vernünftig sein müsse, vorsichtig, daß sie es nicht machen dürfe, wie alle die andern, denen es so schlecht erging. Denn es sei sehr gefährlich und sie sei so hübsch, sie müsse sich ver- loben und sich verheiraten, es könne ihr nicht schwer werden, einen guten Mann zu bekommen, der einigermaßen gut ge- stellt sei. Sie dürfe überhaupt nicht soviel mit Zosja gehen — denn Zosja habe keinen guten Ruf, und das schadete ihr sehr, das wisse er, sie ging zuviel mit ihr. Er legte den Arm ein wenig fester um ihre Taille.

„Was ist das, was so fein riecht, was Sie an sich haben?“ fragte sie; „das ist wohl was fürchtbar Feines, den Geruch hab' ich noch nie gerochen!“

Er sagte, es heiße Eau de Lubin.

Ja, sie hatte freilich auch geglaubt, daß Zosja sehr leidst- sinnig sei, aber sie glaubte nicht, daß sie etwas Schlimmes tue.

Ja, sie dürfe überhaupt nicht mit Zosja zusammen gehen, denn es würde nicht mehr lange währen, bis Zosja unter Kontrolle käme, sagte er.

„Nein, ist das möglich? Nein, dann wollte sie wirklich nicht mit ihr gehen.“

Der Dampfer glitt vorüber.

„Der geht in den Fjord hinein.“

„Ja, das tut er wohl.“

„Nein, sehen Sie doch!“

Eine Rakete stieg von dem Dampfer in die dämmerhelle Nacht auf, — eine ganze Reihe folgte dieser ersten.

„Nein, ich will Ihnen etwas sagen, ich sage Ihnen dies von Zosja, weil ich wirklich ein so großes Interesse für Sie habe, Fräulein Albertine, gleich vom ersten Augenblick an. Ich dachte bei mir, es wäre doch ein Jammer, wenn diese

Hans und Heinz Kirch.

Von Theodor Storm.

Kerle, die Herumschleichen und junge Mädchen verführen, über Sie herfallen und Sie ruinieren sollten, denn ich kann mir ja denken, daß es nicht lange währen würde, bis sie den Versuch machten, so hübsch — wie Sie sind —

„Darf ich Sie noch etwas fragen?“ fragte sie. „Wollten Sie darum vorhin nicht mit Jossia tanzen, weil sie so ist wie Sie sagen?“

„Freilich, ich mag nicht mit Jossia tanzen, wenn die Leute es sehen.“

Sie sahen eine Weile schweigend da.

Die Musik hinter den Häusern verstummte, es kamen mehr und mehr Paare, eine Pause war eingetreten.

„Nein, daß Sie so sind!“ sagte sie endlich, — „das hätte ich nie geglaubt.“

„Wie so?“

„Ja; ich glaube, Sie wären so wie andere Herren, die den Mädchen immer nachlaufen und sie unglücklich machen. Auf alle Fälle die feinen Herren mit Zylindern und feinen Anzügen, die so in der Karl-Johann-Straße gehen, denn das sind die schlimmsten, und die sind am hübschesten und feinsten angezogen.“

„Und da dachten Sie, daß ich auch zu den Aergsten gehörte?“ sagte er und lachte. „Ach ja, ich hab' ja auch allerlei mitgemacht, und von gestern bin ich auch nicht. Freilich, am Ende hätte ich die Sache auch anders angefaßt, wenn ich Sie nicht gern gehabt hätte; aber, wie gesagt, ich finde, Sie sind viel zu gut, um diesen gewöhnlichen Weg zu gehen. Ich meine es gut mit Ihnen, ich möchte gern, daß wir gute Freunde werden, denken Sie daran, wenn Sie einmal in irgendwelche Gelegenheiten kommen sollten; dann kommen Sie nur getroßt zu mir, und wenn ich Ihnen mit Rat und Tat helfen kann, dann will ich es gern tun. Wollen Sie mir das versprechen?“

Er hielt sie fest an sich gepreßt.

Da fing die Musik an, eine Polka zu spielen. Nach und nach verschwanden die vielen flüsternden Paare, die vor ihnen auf und nieder gingen; — nur die Schildwache blieb allein bei den Kanonen stehen.

„Ich danke Ihnen,“ flüsterte sie und lehnte den Kopf gegen seine Schulter. Sie roch den feinen Geruch. Odelübbang hatte er ihn genannt — ihr wurde so sonderbar wirr im Kopf, fand sie.

„Nun ist es wohl am besten, wenn Sie nach Hause gehen,“ sagte er. „Ich will Sie begleiten. Wo wohnen Sie?“

„Norderstraße Nr. 7. Ja, aber wir müssen Jossia doch suchen.“

„Haben Sie denn alles wieder vergessen? Haben Sie vergessen, daß Sie gar nicht mit Jossia zusammen sein sollen? Außerdem ist es ganz unmöglich, sie jetzt da drinnen zwischen allen den Menschen zu finden. Kommen Sie, wir wollen gehen, fassen Sie mich unter. Nein, nicht so lose, Sie sind wohl nicht gewöhnt, geführt zu werden, das müssen Sie erst lernen. Sie müssen sich nämlich viel, viel schwerer auflegen. Sie müssen sich so — ja, jetzt geht es — so anlehnen, daß Ihre Schulter gegen die meine stößt — so, ja!“

„Hier müssen wir uns trennen,“ sagte Albertine an der Ecke der Norderstraße. Gott, da ist noch Dicht, — die Alte sitzt noch auf — weiter dürfen Sie nicht mitkommen.“

„Wollen Sie mich ein ander Mal wieder treffen, wenn ich Ihnen schreibe?“ fragte er. „Ich muß eingehender mit Ihnen reden, namentlich wenn ich ja nun ein wachsameres Auge über Ihnen haben soll.“

„Ja, ich will Sie gern treffen. Es ist mir, als wenn ich Sie schon sehr lange gekannt hätte.“

Er preßte sie an sich.

„Wie war es noch, daß Sie sagten, daß es hieß, — das, was so fein riecht?“

„Eau de Lubin.“

Er beugte sich nieder und küßte sie.

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Sie blieb stehen in einem Duft von Eau de Lubin mit halb geöffneten, verwunderten Lippen. Seine Schritte verhallten in der Nebenstraße.

Sie stand noch einen Augenblick regungslos da. Der Himmel war voll von Sternen.

Dann ging sie leise heim.

Die Alte saß auf dem Stuhl am Ofen in ihrem ganzen Feststaat. Sie sah auf. Sie hatte geweint.

„Ich bin lange ausgeblieben.“ ... (Fortsetzung folgt.)

61

Frau Jule nickte ein paarmal mit ihrem dicken Kopfe. „Das mein' ich auch, Herr Riderts,“ rief sie, indem sie sich mit ihrem Krückstock nach der Straße hinunterfühlte; „erzählen Sie's ihm besser; seiner Schwester hat er es nicht glauben wollen! Aber, Hans, wenn's Dir an Reisegeld nach Hamburg fehlen sollte?“

Sie bekam keine Antwort; Herr Riderts trat mit dem Bruder schon in dessen Zimmer. „Sie wissen es also, Nachbar!“ sagte er; „es hat seine Wichtigkeit; ich habe den Brief von Friße Reimers selbst gelesen.“

Hans Kirch hatte sich in seinen Lehnstuhl gesetzt und starrte, mit den Händen auf den Knien, vor sich hin. „Von Friße Reimers?“ fragte er dann. „Aber Friße Reimers ist ein Windfack, ein rechter Weißfisch!“

„Das freilich, Nachbar, und er hat auch diesmal seine eigene Schande nach Haus geschrieben. Beim Schlafas in der Johannisstraße haben sie abends in der Schenkstube beisammen gefesselt, deutsche Seelenute, aber aus allen Meeren, Friße Reimers und noch zwei andere Jungens mit dazwischen. Nun haben sie geredet über woher und wohin; zuletzt, wo ein jeder von ihnen denn zuerst die Wand beschriebene habe. Als an den Reimers dann die Reihe gekommen ist, da hat er — Sie kennen's ja wohl, Nachbar — das dumme Lied gesungen, worin sie den großen Fisch an unserm Rathaus in einen elenden Bütt verwandelt haben; kaum aber ist das Wort heraus gewesen, so hat vom anderen Ende des Tisches einer gerufen: „Das ist kein Bütt, das ist der Schwanz von einem Buhlopp, und der ist doppelt so lang, als Arm und Bein bei Dir zusammen!“

Der Mann, der das gesprochen hat, ist vielleicht um 10 Jahre älter gewesen als unsere Jungens, die da mitgefessen, und hat sich John Smidt genannt.

Friße Reimers aber hat nicht geantwortet, sondern weiter fortgesungen, wie es in dem Liede heißt: „Und sie handeln, sagt er, da mit Recht, sagt er; hab'n zwei Böie, sagt er, und 'ne Zacht!“

„Der Schnösel!“ rief Hans Kirch; „und sein Vater hat bis an seinen Tod auf meinem Schoner gefahren!“

„Ja, ja, Nachbar; der John Smidt hat auch auf den Tisch geschlagen. Psui für den Vogel, der sein eigen Nest beschmukt!“

„Recht so!“ sagte Hans Kirch; „er hätte ihn nur auf seinen dünnen Schädel schlagen sollen!“

„Das tat er nicht; aber als der Reimers ihm zugerufen, was er dabei denn mitzureden habe, da —“

Hans Kirch hatte des andern Arm gefaßt. „Da?“ wiederholte er.

„Ja, Nachbar — und des Erzählers Stimme wurde leiser —, da hat John Smidt gesagt, er heiße eigentlich Heinz Kirch, und ob er denn auch nun noch etwas von ihm kaufen wolle. — Sie wissen es ja, Nachbar, unsere Jungens geben sich da drüben manchmal andere Namen: Smidt oder Maper, oder wie es eben kommen mag, zumal wenn's mit dem Feuerwechsel nicht so ganz in Ordnung ist. Und dann, ich bin ja erst seit sechzehn Jahren hier; aber, nach Hörensagen, es muß Ihrem Heinz schon ähnlich sehen, das!“

Hans Kirch nickte. Es wurde ganz still im Zimmer, nur der Perpendikel der Wanduhr tickte; dem alten Schiffer war, als fühle er eine erkaltende Hand, die den Druck der seinigen erwarte.

Der Krämer brach zuerst das Schweigen. „Wann wollen Sie reisen, Nachbar?“ fragte er.

„Deute nachmittag,“ sagte Hans Kirch und suchte sich so gerade wie möglich aufzurichten. —

„Sie werden gut tun, sich reichlich mit Geld zu versehen; denn die Kleidung Ihres Sohnes soll ja nicht im besten Stande sein.“

Hans Kirch zuckte. „Ja, ja; noch heute nachmittag.“

Dies Gespräch hatte eine Zuhörerin gehabt; die junge Frau, welche zu ihrem Vater wollte, hatte vor der halb offenen Tür des Bruders Namen gehört und war aufhorchend stehen geblieben. Jetzt flog sie, ohne einzutreten, die Treppe wieder hinauf nach ihrem Wohnzimmer, wo eben ihr Mann, am Fenster sitzend, sich zu besonderer Ergözung eine Havana aus dem Sonntagskästchen angezündet hatte. „Heinz!“ rief sie jubelnd ihm entgegen, wie vorzeiten ihre Mutter es gerufen hatte, „Nachricht von Heinz! Er lebt, er wird bald bei uns sein!“ Und mit überstürzenden Worten erzählte sie, was sie unten im Flur erlauscht hatte. Plötzlich aber hielt sie inne und sah auf ihren Mann, der nachdenklich die Rauchwölkchen vor sich hinblies.

„Christian!“ rief sie und kniete vor ihm hin; „mein einziger Bruder! freust Du Dich denn nicht?“

Der junge Mann legte die Hand auf ihren Kopf: „Verzeih' mir, Lina; es kam so unerwartet; Dein Bruder ist für mich noch gar nicht dagewesen; es wird ja nun vieles anders werden.“ Und behutsam und verständig, wie es sich für einen wohlbedenkenden Mann geziemt, begann er dann ihr darzulegen, wie durch diese nicht mehr vermutete Heimkehr die Grundlagen ihrer künftigen Existenz beschränkt, ja vielleicht erschüttert würden. Daß seinerseits die Verschollenheit des Haussohnes, wenn auch ihm selbst kaum eingestanden, wenigstens den zweiten Grund zum Werben um Hans Adams Tochter abgegeben habe, das ließ er freilich nicht zu Worte kommen, so ausdrücklich es auch jetzt vor seiner Seele stand.

Frau Lina hatte aufmerksam gehört. Da aber ihr Mann jetzt schwieg, schüttelte sie nur lächelnd ihren Kopf: „Du sollst ihn nur erst kennen lernen; o, Heinz war niemals eigenmüßig.“

Er sah sie herzlich an. „Gewiß, Lina; wir müssen uns darin zu finden wissen; um desto besser, wenn er wiederkehrt, wie Du ihn einst gekannt hast.“

Die junge Frau schlug den Arm um ihres Mannes Nacken: „O, Du bist gut, Christian! Gewiß, Ihr werdet Freunde werden!“ Dann ging sie hinaus; in die Schlafkammer, in die beste Stube, an den Herd; aber ihre Augen blickten nicht mehr so froh, es war auf ihre Freude doch ein Reif gefallen. Nicht, daß die Bedenken ihres Mannes auch ihr Herz bedrängten; nein, aber daß so etwas überhaupt nur sein könne; sie wußte selber kaum, weshalb ihr alles jetzt so öde schien.

Einige Tage später war Frau Lina beschäftigt, in dem Oberbau die Kammer für den Bruder zu bereiten; aber auch heute war ihr die Brust nicht freier. Der Brief, worin der Vater sein und des Sohnes Antunft gemeldet hatte, enthielt kein Wort von einem frohen Wiedersehen zwischen beiden; wohl aber ergab der weitere Inhalt, daß der Wiedergefundene sich anfangs unter seinem angenommenen Namen vor dem Vater zu verbergen gesucht habe und diesem wohl nur widerstrebend in die Heimat folgen werde.

Als dann an dem bezeichneten Sonntagabend das junge Ehepaar zu dem vor dem Hause haltenden Wagen hinausgetreten war, sahen sie bei dem Lichtschein, der aus dem offenen Thor fiel, einen Mann herabsteigen, dessen wetterhartes Antlitz mit dem rötlichen Rollbart und dem kurzgeschorenen braunen Haupthaar fast einen Biergiger anzudeuten schien; eine Narbe, die über Stirn und Auge lief, mochte indessen dazu beitragen, ihn älter erscheinen zu lassen, als er wirklich war. Nach ihm kletterte langsam Hans Kirch vom Wagen. „Kun Heinz“, sagte er, naheinander auf die Genannten hinweisend, „das ist Deine Schwester Lina, und das ihr Mann Christian Martens; ihr müßt Euch zu vertragen suchen.“

Ebenso naheinander streckte dieser jetzt Heinz die Hand entgegen und schüttelte die ihre kurz mit einem trockenen: „Very well“. Er tat dies mit einer unbeholfenen Verlegenheit; mochte die Art seiner Heimkehr ihn bedrücken, oder fühlte er eine Zurückhaltung in der Begrüßung der Geschwister; denn freilich, sie hatten von dem Wiederkehrenden sich ein anderes Bild gemacht.

Nachdem alle in das Haus getreten waren, geleitete Frau Lina ihren Bruder die Treppe hinauf nach seiner Kammer. Es war nicht mehr dieselbe, in der er einst als Knabe geschlafen hatte, es war hier oben ja alles neu geworden; aber er schien nicht darauf zu achten. Die junge Frau legte das Reisegepäck, das sie ihm nachgetragen hatte, auf den Fußboden. „Hier ist Dein Bett“, sagte sie dann, indem sie die weiße Schutzdecke abnahm und zusammenlegte; „Heinz, mein Bruder, Du sollst recht sanft hier schlafen!“

Er hatte den Rock abgeworfen und war mit aufgestreiftem Aermeln an den Waschtisch getreten. Jetzt wandte er rasch den Kopf, und seine braunen blühenden Augen ruhten in den ihren. „Dank, Schwester“, sagte er. Dann tauchte er den Kopf in die Schale und sprudelte mit dem Wasser umher, wie es wohl Leuten eigen ist, die dergleichen im Freien zu verrichten pflegen. Die Schwester, am Türpfosten lehrend, sah dem schweigend zu; ihre Frauenaugen musterten des Bruders Kleidung, und sie erkannte wohl, daß alles neu geschafft sein mußte; dann blieben ihre Blicke auf den braunen schneigen Armen des Mannes haften, die noch mehr Narben zeigten als das Antlitz. „Armer Heinz“, sagte sie, zu ihm hinüberblickend, „die müssen schwere Arbeit getan haben!“

Er sah sie wieder an; aber diesmal war es ein mildes Feuer, das aus seinen Augen brach. „Demonio!“ rief er, die aufgestreckten Arme schüttelnd; allerlei Arbeit, Schwester! Aber — basta y basta!“ und er tauchte wieder den Kopf in die Schale und warf das Wasser über sich, als müsse er, Gott weiß was, herunterspülen.

Beim Abendtee, den die Familie zusammen einnahm, wollte eine Unterhaltung nicht recht geraten. „Ihr seid weit umhergekommen, Schwager“, sagte nach einigen vergeblichen Anläufen der junge Chemann; „Ihr müßt uns viel erzählen.“

„Weit genug“, erwiderte Heinz; aber zum Erzählen kam es nicht; er gab nur kurze allgemeine Antwort.

„Laß ihn, Christian!“ mahnte Frau Lina; „er muß erst eine Nacht zu Haus geschlafen haben.“ Dann aber, damit es am ersten Abend nicht gar zu stille werde, begann sie selbst die wenigen Erinnerungen aus des Bruders Jugendjahren auszukramen, die sie nach eigenem Erlebnis oder den Erzählungen der Mutter noch bewahrte.

Heinz hörte ruhig zu. „Und dann“, fuhr sie fort, „damals, als Du Dir den großen Anker mit Deinem Namen auf den Arm geätzt hattest! Ich weiß noch, wie ich schrie, als Du so verbrannt nach Hause kamst, und wie dann der Physikus geholt wurde. Aber“ — und sie stützte einen Augenblick — „war es denn nicht auf den linken Unterarm?“

Heinz nickte: „Mag wohl sein; das sind so Jungensstreiche.“ „Aber, Heinz, — es ist ja nicht mehr da; ich meinte, so was könne nie vergehen!“

„Muß doch wohl, Schwester; sind verteuerte Krankheiten da drüben; man muß schon oft zuriecken sein, wenn sie einem nicht gar die Haut vom Leibe ziehen.“

Hans Kirch hatte nur ein halbes Ohr nach dem, was hier gesprochen wurde. Noch mehr als sonst in sich zusammengefunken verzehrte er schweigend sein Abendbrot; nur bisweilen warf er von unten auf einen seiner scharfen Blicke auf den Heimgekehrten, als wolle er prüfen, was mit diesem Sohn noch zu beginnen sei.

— — Aber auch für die folgenden Tage blieb dies Wortkarge Zusammensein. Heinz erkundigte sich weder nach früheren Bekannten, noch sprach er von dem, was weiter denn mit ihm geschehen sollte. Hans Adam fragte sich, ob der Sohn das erste Wort von ihm erwartete, oder ob er überhaupt nicht an das Morgen denke; „ja, ja“, murmelte er dann und nidle heftig mit seinem grauen Kopfe; „er ist's ja siebzehn Jahre so gewohnt geworden.“

Aber auch heimlich schien Heinz sich nicht zu fühlen. Hatte er kurze Zeit im Zimmer bei der Schwester seine Zigarre geraucht, so trieb es ihn wieder fort; hinab nach dem Hasen, wo er dem oder jenem Schiffer ein paar Worte zurief, oder nach dem großen Speicher, wo er teilnahmslos dem Abladen der Steinfloßen oder andern Arbeiten zusah. Ein paarmal, da er unten im Kontor gesessen, hatte Hans Kirch das eine oder andre der Geschäftsbücher vor ihm aufgeschlagen, damit er von dem gegenwärtigen Stande des Hauses Einsicht nehme; aber er hatte sie jedesmal nach kurzem Gmundherblättern wie etwas Fremdes wieder aus der Hand gelegt.

In einem aber schien er, zur Beruhigung des jungen Chemannes, der Schilderung zu entsprechen, die Frau Lina an jenem Vormittage von ihrem Bruder ihm entworfen hatte: an eine Ausnutzung seiner Sohnesrechte schien der Heimgekehrte nicht zu denken.

Und noch ein zweites war dem Frauenauge nicht entgangen. Wie der Bruder einst mit ihr, der so viel jüngeren Schwester, sich herumgeschleppt, ihr erzählt und mit ihr gespielt hatte, mit ihr — und wie sie von der Mutter wußte — früher auch mit einer andern, der er bis jetzt mit keinem Worte nachgefragt, und von der zu reden sie vermieden hatte, in gleicher Weise ließ er jetzt, wenn er am Nachmittage draußen auf dem Weischlag saß, den kleinen Sohn des Krämers auf seinem Schoß umherklettern und sich Bart und Haar von ihm zergausen; dann konnte er auch lachen, wie Frau Lina meinte, es einst im Garten oder auf jenen Sonntags-Wanderrungen mit der Mutter von ihrem Bruder Heinz gehört zu haben. Schon am zweiten Tage, da sie eben in Hut und Tuch aus der Haustür zu ihm treten wollte, hatte sie ihn so getroffen. Der kleine Bube stand auf seinen Knien und hielt in bei der Nase: „Du willst mir was vorlügen, Du großer Schiffer!“ sagte er und schüttelte derb an ihm herum.

„Nein, nein, Karl, by Jove, es gibt doch Meerfrauen; ich habe sie ja selbst gesehen.“

Der Knabe ließ ihn los. „Wirklich? Kann man die denn heiraten?“

„Oho, Junge! Freilich kann man das! Da drüben in Texas, könnt'it allerlei da zu sehen bekommen, kannte ich einen, der hätte eine Meerfrau; aber sie mußte immer in einer großen Wassertonne schwimmen, die in seinem Garten stand.“

Die Augen des kleinen Burschen leuchteten; er hatte nur einmal einen jungen Seehund so gesehen, und dafür hatte er einen Schilling zahlen müssen. „Du“, sagte er heimlich und nidte seinem bärtigen Freunde zu, „ich will auch eine Wasserfrau heiraten, wenn ich groß geworden bin!“

Heinz sah nachdenklich den Knaben an. „Tu das nicht, Karl; die Wasserfrauen sind falsch; bleib lieber in Deines Vaters Stod und spiel mit Deines Nachbarn Kase.“

Die Hand der Schwester legte sich auf sein Schulter: „Du wolltest mit mir zu unsrer Mutter Grab!“

Und Heinz setzte den Knaben zur Erde und ging mit Frau Lina nach dem Kirchhof. Ja, er hatte sich später auch von ihr bereden lassen, den alten Pastor, der jetzt mit einer Wagn im großen Pfarrhaus wirtschaftete, und sogar auch Tante Julie zu besuchen, um die der Knabe Heinz sich wenig einst gekümmert hatte.

* * *

So war der Sonntagvormittag herangekommen, und die jungen Eheleute rüsteten sich zum gewohnten Kirchgang; auch Heinz hatte sich bereit erklärt. Hans Kirch war am Abend vorher besonders schweigsam gewesen, und die Augen der Tochter, die ihn kannte, waren mehrmals angstvoll über des Vaters Antlitz hingestrichelt. Jetzt kam es ihr wie eine Beruhigung, als sie ihn hochin den großen Flurschrank hatte öffnen und wieder schließen hören, aus dem er selber seinen Sonntagsrod hervorzuholen pflegte.

Als aber bald danach die drei Kirchgänger in das untere Zimmer traten, stand Hans Kirch, die Hände überm Rücken, in seiner täglichen Kleidung an dem Fenster und blickte auf die leere Gasse; Hut und Sonntagsrod lagen wie unordentlich hingeworfen auf einem Stuhl am Pulte.

„Vater, es ist wohl an der Zeit!“ erinnerte Frau Lina sächstern.

Hans Adam hatte sich umgewandt. „Geht nur!“ sagte er trocken, und die Tochter sah, wie seine Lippen zitterten, als sie sich über den starken Zähnen schlossen.

„Wie, Du willst nicht mit uns, Vater?“

„Heute nicht, Lina!“

„Heute nicht, wo Heinz nun wieder bei uns ist?“

„Nein, Lina;“ er sprach die Worte leise, aber es war, als müsse es gleich danach hervorbrechen; „ich mag heute nicht allein in unsern Schifferstuhl.“

„Aber, Vater, Du tust das ja immer,“ sprach Frau Lina zagend; „Christian sitzt ja auch stets unten bei mir.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Ermüdung.

Die Ermüdung greift tiefer in das Leben und Vollbringen des Volkes ein als Cholera oder Schwindsucht. Diese töten schnell oder langsam, aber die Ermüdung befällt Menschen, die noch für gesund gelten und noch als Gesunde den Kampf ums Dasein bestehen müssen. So kommt es, daß die Hauptarbeit der Welt heute durch Ermüdete verrichtet wird. Bergwerke, Bauten, Industrie, Verkehrswesen, Presse, Literatur, Kunst, Gerichtsbarkeit, Politik, Regierung ruhen in Händen von Ermüdeten und diese, überreizt, abgebezt, müssen Aufgaben erfüllen, die nur von Nichtermüdeten richtig erfüllt werden können.

Kein Wunder, daß Kinderwertigkeit der Leistung auf jedem Gebiet die Signatur der Zeit geworden ist. Daher Unglücksfälle bei Bauten, Eisenbahnen, Schiffen und Fabrikräumen, weil Augen, Ohren, Muskeln, Aufmerksamkeit den Dienst wegen Uebermüdung versagen. Daher Vernachlässigung des ungeheueren erzieherischen Wertes der Presse, weil der ermüdete Journalist die Kraft nicht besitzt, die Dinge erst zu studieren, über die er schreiben soll. Daher eine Flut von oberflächlichen, unfertigen und ungesunden Erzeugnissen in Kunst und Literatur von Menschen, die zu müde sind, ein normales Leben zu führen, ein normales Empfinden zu bewahren, ein kräftiges Können zu entwickeln und sich abzuqualen, um ebenso müden Menschen wie sie selbst einen Reiz zu verschaffen. Daher sehr viele Erscheinungen unter Juristen, Politikern und Regierenden, die zu müde sind, eine neue Idee auszudenken und viel zu müde, dafür zu kämpfen. Daher auch manches Unerquickliche in unseren sozialistischen Reihen, Unüberlegtheit, Gereiztheit. Daher die Apathie gegen das öffentliche Leben in ganzen Gesellschaftskreisen. Daher die mangelnde Einsicht der noch nicht sozialistischen Arbeiter. Daher die mangelnde Einsicht von so vielen Proletarierfrauen. Sie sind zu müde, zu lesen, zu denken, zu kämpfen, neue Hindernisse zu überwinden.

Die Ermüdung bedeutet nicht nur eine geringwertige Leistung, sie bedeutet auch ein qualvolles Leben für die Ermüdeten. Nur wer selbst müde ist, kann begreifen, wie schwer, ja wie schmerzhaft jedem Ermüdeten die Anstrengung fällt. Er kennt nicht das Gefühl der gesunden Kraft, welche zur Tätigkeit drängt. Es ist ihm nie recht wohl, er leidet doppelt, erstens durch die Ermüdung selbst und zweitens durch das Bewußtsein, Notwendiges vernachlässigt bezw. ungenügend besorgt zu haben.

Die Ermüdung ist eine Vergiftung. Wenn unsere Organe, also unsere Muskeln, unsere Nerven, unsere Eingeweide, arbeiten, so verbrennen sie, gerade wie Kohlen verbrennen, wenn die Dampfmaschine arbeitet. Und gerade wie Kohlenäure entsteht bei der Kohlenverbrennung, entstehen bestimmte Stoffe bei der Verbrennung der Organe. Die meisten dieser Stoffe sind Gifte, die die Organe vernichten müssen, wenn sie nicht rasch aus ihnen weggeführt werden. Das Wegführen besorgen die Nieren, die Lungen und die Haut. Diese Körperteile sind unausgeübt damit beschäftigt, die Verbrennungsstoffe aus dem Körper auszuschleiden.

Während der Ruhe hält die Ausscheidung Schritt mit der Verbrennung. Bei starker Arbeit aber können die Verbrennungsstoffe nicht so schnell weggeschafft werden, wie sie im Körper entstehen. Sie häufen sich in ihm an und beginnen die Gewebe zu vergiften. Die Ermüdung ist das Zeichen der Vergiftung.

Möcht man auf dieses Zeichen und setzt die Arbeit bei eintretender Ermüdung aus, so werden die angehäuften Verbrennungsstoffe auch weggeführt und das Gleichgewicht ist bald wieder hergestellt. Die Vergiftung und ihr Symptom, die Ermüdung, wären nach kurzer Ruhe überwunden. Arbeitet man aber trotz Ermüdung weiter, so häufen sich die Verbrennungsstoffe mehr und mehr an, Vergiftung und Ermüdung nehmen zu. Sie können jetzt erst nach längerer Ruhe überwunden werden. Man sollte bedenken, jede Arbeit verlangt eine entsprechende Ruhepause, um die Verbrennungsstoffe zu beseitigen. Und diese Ruhepause wird bei den meisten Menschen nicht eingehalten.

Mit anderen Worten: die meisten Menschen kommen aus einer chronischen Vergiftung und darum aus der Ermüdung niemals heraus.

Die Tagesarbeit ist zu groß, die Nachtruhe zu kurz. Die nächste Tagesarbeit wird noch in ermüdetem Zustande wieder aufgenommen. So geht es immer fort unter beständiger Verschlimmerung der Vergiftung und Zunahme der Ermüdung. Das Gejaagte gilt sowohl für Muskel- als für Kopfarbeit. Der geistige Arbeiter ermüdet nach genau demselben Gesetze wie der Fabrikarbeiter. Bei übermäßiger Muskelarbeit ermüden nicht nur die Muskeln, sondern auch der Kopf. Und bei übermäßiger Kopfarbeit ermüden auch die Muskeln.

Wer sich also in ermüdeten Zustände zur Arbeit zwingt, vergebend seine Kraft ärger, als der Schuldner, der Bucherzinsen zu geben hat, sein Vermögen schädigt. Er verkürzt sich die Arbeitszeit um Jahre und Jahrzehnte. Je wichtiger und dringender die Arbeit, desto wichtiger die Notwendigkeit, mit Weile zu eilen, sich genügend häufige und genügend lange Ruhepausen in der Arbeit zu verschaffen.

Nun wissen wir, daß nicht jeder gleichmäßig ermüdet. Der ausdauernde Arbeiter ist der gutgenährte, geübte, ausgewachsene, nicht vorzeitig und nicht dauernd übermäßig angestrenzte. Der rasch ermüdete Arbeiter ist der schlecht genährte, ungeübte, noch nicht ausgewachsene, vorzeitig und dauernd übermäßig angestrenzte.

Darans ist ohne weiteres zu ersehen, weshalb die große Mehrzahl der Arbeiter und Arbeiterinnen der Ermüdung verfallen müssen. Erstens, weil sie schlecht genährt sind, zweitens, weil sie noch als Kinder weit über die Kräfte zu arbeiten gezwungen sind. Diese Kinderarbeit, neben der Schule und in den nächsten Jahren nach abgelaufener Schulpflicht, ohne Spielpausen und ohne genügende Nachtruhe, ist das grausamste und zugleich mörderischste, was das grausame Kapitalistenregiment gezeitigt hat. Und drittens, weil die Arbeitskräfte zeitweilig übermäßig angestrengt werden, weil die Arbeit zu gleichmäßig und darum dreifach ermüdend ist und weil die Ruhepausen zu selten und zu kurz sind.

Es liegt nur an einer vernünftigen Gesellschaftsorganisation, die mörderischen Zustände zu beseitigen. In einer sozialistisch organisierten Gesellschaft, in der die Menschen nicht mehr leben, um zu arbeiten, Arbeit keine Vereicherungsmöglichkeit für einzelne, die nicht arbeiten, ist, wird die Ursache der allgemeinen Ermüdung beseitigt werden können. Müde Menschen sind einmal nicht kampffähig. Es ist deshalb eine dringende Verpflichtung des denkenden Proletariats, dafür zu sorgen, daß durch Verbot der Kinderarbeit, durch allgemeine Arbeiterschutzgesetze, durch Arbeiterfürsorge die Kampffähigkeit des Proletariats, das Gefühl allgemeiner Würdigkeit gehoben wird. Je größer die Fortschritte auf diesem Gebiete sind, desto näher kommen wir dem Sozialismus. a. m.

Kleines feuilleton.

Briefmarkenkunde. Nur der Unwissende spöttelt über Dinge, die er nicht kennt. Versucht man, und wenn sie zunächst noch so eigenartig erscheinen, auf sie einzugehen, so entdeckt man häufig Vorzüge und Schönheiten, wo man sie am wenigsten erwartet.

Wer hätte sich noch vor wenigen Jahren träumen lassen, daß die Liebhaberei des Briefmarkensammelns derartige Dimensionen annehmen würde? Daß das überhaupt möglich wurde, spricht an sich schon für die Bedeutung dieses „Sports“, der heute zu den verbreitetsten überhaupt zählt.

Aber man braucht gar nicht sammeltätig zu sein, um darüber ins klare zu kommen, warum gerade diese Form des Sammelns so sehr beliebt geworden ist bei Alt und Jung, bei Arm und Reich, in gleicher Weise bei denen, die mit ihren geistigen, wie mit ihren körperlichen Fähigkeiten ihr tägliches Brot verdienen. Das Sammeln von Briefmarken gewährt in hohem Maße Ablenkung, es beruhigt und regt an zugleich; Geist wie Körper bietet es Erholung ohne die Gefahr, in stumpfsinnigen Schematismus zu verfallen. Die Objekte selbst, Marken und sogenannte Ganzsachen, bilden den Farben- und Formenreichtum; sie schärfen mit ihren feinen Unterschieden unmerklich, aber in stets steigender Weise das Auge, ein Vorteil, der einem dann auch im praktischen Leben zugute kommt; sie regen durch ihre Art, ihr Herkommen und die auf ihnen enthaltenen Darstellungen dazu an, sich in gleicher Weise um Land und Leute, geographische, geschichtliche und soziale Begriffe, botanische und zoologische Eigentümlichkeiten der einzelnen Länder zu kümmern. So vertieft sich spielend in Anlehnung an die Liebhaberei auch das allgemeine Wissen.

Das empfindet man heute um so mehr und angenehmer, als auch die Hilfsmittel der Philatelie, wie man diese spezielle Form des Sammelns nennt, sich ungemein vervollkommen haben. Besonders die Deutschen können stolz darauf sein, ein wesentliches Hilfsmittel ihrer eigen zu nennen, wie es bei keinen anderen Nationen in gleicher Vollkommenheit erreicht worden ist: das Markenalbum, unter diesen als unbestritten erstes das Schaubed-Album. (Verlag C. F. Lüde, Leipzig.) In fünfunddreißigster Auflage herausgegeben, sich an die maßgebenden Kataloge anschließend, in Einteilung und Anordnung stellt es ein Werk dar, das in der Fülle des dargebotenen Materials, in der Gründlichkeit des bearbeiteten Stoffes eine Meisterprüfung ist. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit werden in diesem Album jahraus jahrein die aus der Forschung sich ergebenden Veränderungen gebucht, die Neuheiten angegliedert. Als vollständiges Werk schon von 14 M. an erhältlich, erscheint es auch in kleinsten Ausgaben von 2 M. an, die größere oder kleinere Auszüge des Hauptalbums darstellen. Anhängeralbums sind gar zum Preise von 10 Pf. bis zu 1,50 M. erhältlich. So vertritt dies Album in gleicher Weise die Interessen des Anfängers und des vorgeschrittenen Sammlers. Er ist ihnen Ratgeber und Lehrer zugleich, erzieht sie zu einer gewissen Disziplin, ohne sie in ihren persönlichen Freiheiten und Vorlieben zu beschränken.

Natürlich gibt es auch in diesen persönlichen Freiheiten Grenzen, die nicht überschritten werden sollten. Neben den anregenden und schönen Seiten, die die Briefmarkenliebhaberei bietet, weist sie auch Auswüchse und Schattenseiten auf, die geeignet sind, ihr so manchen Jungen zu entfremden, manchen Anfänger mit gutem Willen ihr wieder untreu werden zu lassen. Das aber ist ein besonderes Kapitel.